Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 45

Artikel: Stille Geschichte [Fortsetzung]

Autor: Niggli, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645691

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 45 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 10. November 1923

Die Wanduhr.

Von Ernst Dürr.

Nachtstille herrscht im ganzen Haus;
Die Lichter löschten alle aus,
Noch meine Lampe brennet nur,
Und an der Wand singt in der Uhr
Das Pendel leis den Fragesang:
Wie lang? — Wie lang?

Wie lang noch wird das Pendel gehn?
Wann wird es müde stille stehn?
Bis es, von neuer Kraft belebt,
Sich wieder hebt und senkt und hebt
Und wieder singt den alten Sang:
Wie lang? — Wie lang?

Es flieht die Zeit in raschem Flug,
Die Tage ziehn in stillem Zug
Vorbei und eh' wir es bedacht
Ist unser Tagewerk vollbracht! —
Es tönt mir noch des Pendels Sang:
Wie lang? — Wie lang?

Wem fährt des Grabes Stufe zu?
Folgt ewig tiefe Schlummerruh? —
Ein Leben neu und wunderbar? —
Wie lang noch geht es, bis mir klar
Sich löst dies Rätsel ernst und bang?
Wie lang? — Wie lang?

Stille Geschichte.

Von Martha Niggli. 4

Drei Jahre nun nach dem Eintreffen Karls auf Ceylon starb seine Mutter unvermutet an einem Herzschlag und der Vater schrieb, der Sohn möchte zurückkehren, sich verheiraten und das Geschäft übernehmen. Mit derselben harmlosen Freundlichkeit, mit dem sie ihm vorher etwa eine Banane gereicht hatte, reichte Marie ihm nun ihre Hand für das zukünftige, gemeinsame Leben. Es überschauerte ihn und er gelobte sich, diese klaren Augen und dieses einfältige Herz nie zu trüben. Der Abschied vom Vater war nicht schwer, da dieser nach wenigen Jahren ebenfalls nach Europa zurückkehren wollte und da hier alle Verträge nach Jahren und nicht nach einzelnen Tagen berechnet wurden, so schien die Trennungszeit bald überstanden zu sein.

Das Erscheinen der fremden Missionarstochter in der kleinen Stadt verhalf der Tuchhandlung zu einem großen Aufschwung. Die kindliche Frau maß mit ihren feinen Händen die Stoffe ab und zählte die Woll- und Baumwollstrangen von den Bünden, und wenn man sie fragte, wie viel Stoff von dieser Breite man zu diesem oder jenem Kleide wohl zu nehmen habe, so lächelte sie, sagte, das wisse sie nicht und jedermann lächelte mit. Wenn Feierabend war, sah man sie auf einem braunen, langschwänzigen Pferdchen vor die Stadt hinausreiten und jedermann, der dort spazierte, anlächeln, so, als sei sie bereit, die Leute hier ganz ebenso zu streicheln, wie sie auf ihrer Insel die Eingebornenkinder gestreichelt hatte.

Im Laufe der Jahre schenkte sie ihrem Manne zwei Kinder, die aber beide schon nach wenigen Monaten wieder gingen. Die kleine Frau machte erschreckte Augen, weinte und maß dann wieder Stoffe ab und zählte Wollstrangen von den Bünden. Weder durch die Geburten noch durch die Todesfälle verlor sie die Kindlichkeit ihres Wesens. Karl dachte an sein Gelöbnis zurück, daß er diese klaren Augen und dies einfältige Herz nie trüben wolle. Er fragte sich, ob eine Trübung überhaupt möglich wäre, da doch die vorausgegangenen Ereignisse auf dem Spiegel ihrer Seele kaum Wellen geworfen zu haben schienen.

Die Frau pflegte die Gräber der beiden Kinder. Wenn im Sommer Rosen darauf blühten, so brachte sie freudig davon ihrem Manne und dem Schwiegervater heim. Sie sagte, es wären Grüße ihrer Kinder und erzählte lange und krause Geschichten, was jede einzelne Rose zu sagen habe. Der Schwiegervater, der greisenhaft geworden war und selbst gerne schwätzelte, lächelte zu diesen verworrenen Berichten. Den Mann überlief es kalt.

Das dritte Kind blieb am Leben. Es war ein Mäd-

chen und mußte Insulinde heißen. Die Mutter wollte es so, denn sie sagte, das Kind sei ihr aus dem fernen Inselreich des Ostens gekommen und sie habe gebetet darum. Es war ein überaus zartes Geschöpf, das erst mit drei Jahren gehen und mit fünfen sprechen lernte. Es war so fein, so bewegungslos und so zerbrechlich, daß der Vater es nie auf seine Arme zu nehmen wagte. Es fürchtete sich auch vor ihm und wenn er dennoch einen Versuch machte, so barg es erschreckt den Kopf in seinen Armen. Dann lächelte die Mutter und sagte, es sei ein Meerkind.

Die kleine, feine Frau ritt jetzt nicht mehr. Sie blieb bei ihrem Kinde und lallte mit ihm. Ihr Mann wanderte jeden Abend vor die Stadt hinaus. Er ging meist bis zu dem Bach, der die Felder schnitt und der in Röhren unter der Straße durchgeleitet wurde. Hier blieb er stehen, verfolgte die Wellen und blickte hinunter bis zu dem Weidenbusch, unter dem er als Knabe gespielt hatte. Anfänglich dachte er nicht an Marie zurück. Aber dann überkam ihn allmählich eine starke Sehnsucht, etwas zu haben, das er mit voller Kraft umarmen könnte. Er wollte ein Herz an dem seinen schlagen hören, so laut, wie das seine schlug. Er vergab Marie nicht, daß sie nicht gewartet hatte. Je mehr er sich dessen bewußt ward, daß er dieses wilde Widerschlagen an seinem Herzen nie spüren würde, um so qualvoller und zerreißender ward das Verlangen darnach. Er erinnerte sich der schönen Ruhe und Gottergebenheit des Missionars und daß er geglaubt hatte, mit dieser Gelassenheit fortan alles tragen zu können. Dann fiel ihm aber ein, daß der Missionar sein Schwiegervater war und er empfand Abscheu vor ihm und ein Schauer schüttelte ihn.

In dieser Zeit erkrankte Frau Zurlinden. Er hatte der Nachbarin nie einen Besuch gemacht und diese schien in ihrer noch größern Zurückgezogenheit auch keinen zu erwarten. Jetzt wurde Marie zur letzten Pflege erwartet und Karl erfuhr seltsamerweise erst jetzt und nur durch ein zufällig belauschtes Gespräch im Tuchladen, daß diese schon längst Witwe war.

Als Frau Zurlinden gestorben war, ging Karl hinüber, um sein Beileid auszusprechen. Er betrachtete die Leiche. Die Züge hatten noch ihre Schönheit, doch nicht mehr die Frische und Munterkeit von einst, und die Strenge trat scharf hervor. Und im Angesicht dieser Strenge kam es ihm zum Bewußtsein, daß diese Frau schuld an seinem Schicksal war. Bitterkeit quoll in ihm auf, daß ihm war, die dunkeln Blutwellen müßten ihm aus Augen, Ohr und Nase springen. Er sagte zu Marie: „Nun bist du ganz allein." Sie antwortete müde: „Ach, das ist man ja eigentlich immer." Da wußte er, wie fremd diese Frau ihrer Tochter gewesen war und wie sie doch deren Schicksal vergewaltigt hatte, ihr und sein Schicksal, als wäre es ihr eigenes. Es war ihm, als könnte er kaum aufrecht stehen und als wiche der Boden unter seinen Füßen.

Er verabschiedete sich und am dritten Tag nahm er am Begräbnis teil. Und nun stand er jeden Tag am Fenster und blickte zum Nachbarhaus hinüber.

Es war, als wollte Marie das Leben ihrer Mutter weiterführen, nur in verjüngter Gestalt, eine feine, schöne Witwe in stiller, aber keineswegs kopfhängerischer Abgeschlossenheit. Und doch war es anders. Es fehlte ihr die Munterkeit, welche die Mutter neben der Strenge und Vornehmheit besessen hatte. Die Mutter hatte bisweilen gelacht. Marie lächelte nur, und die Leute hatten einen scheuen Respekt vor ihr.

Eine Ausnahme machte nur die kleine Frau aus Indien. Mit derselben Naivität, die ihr ganzes Wesen ausmachte, näherte sie sich Marie und brachte bisweilen ihr blödes Kind zu ihr hinüber. Als Karl eines Tages dazu kam, fragte er: „Willst du es auch Klavier spielen lehren, wie deine Mutter es mich gelehrt hat." Marie sah ihn freundlich an, schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, es würde auch nichts dabei herausschauen." Da sah er zum erstenmal sein Kind recht eigentlich an und sah, daß es blöde war. Er verstand aber wohl, daß Marie ihm nicht hatte weh tun wollen und er sagte deshalb: „Das hat es aber doch nicht von mir." Marie sah ihn mit der immer gleichen Freundlichkeit an und antwortete: „Du weißt schon, daß ich es nicht so meinte."

Die kleine Frau verstand von diesen halben Andeutungen kaum etwas. Sie fuhr mit den Fingern ihrem Meerkind durch das spärliche Haar und es verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

Indessen kehrte der Missionar von seiner Station nach Europa in den Ruhestand zurück. Seine neue Gegenwart brachte einige Aufregung in den sonst so stillen Gang der Dinge. Und wie er gewöhnt war, unablässig zu lehren und zu bekehren, so nahm er sich jetzt seines Enkelkindes an. Er war kein beschränkter Mann, und obwohl er in seinem jahrzehntelangen Verkehr mit den Eingeborenen den Maßstab für europäische Verhältnisse etwas verloren hatte, so fand er doch bald heraus, daß mit dem kleinen Meerkind etwas nicht in Ordnung war. Er redete mit dem Lehrer, da das Mädchen eben seit einigen Monaten die Schule besuchte, und vernahm von diesem, daß es im Frühling kaum in die nächste Klasse befördert werden könnte. So fand es der Missionar an der Zeit, mit dem Schwiegersohn, der sich um all diese Dinge nicht zu bekümmern schien, ein ernsthaftes Wort zu reden. Karl hatte für alles nur eine Antwort: „Es ist ganz wie seine Mutter." Diese Gelassenheit besänftigte den Schwiegervater und ärgerte ihn zugleich. Mit erhöhter Stimme sagte er: „Ja, das ging für indische Verhältnisse; aber hier in Europa kann man das Kind doch nicht so vegetieren lassen." Karl wurde aufmerksam. „Du wußtest also," sagte er und tippte sich dabei an die Stirn, „daß deine Tochter so war und du hast sie mir dennoch zur Frau gegeben?" Der alte Mann erschrak und stammelte: „Daran habe ich weiß Gott nicht gedacht. Gott siehet das Herz an und das war fromm, kindlich und gut." Karl verstand und er konnte nicht böse sein. Er fühlte sich geschlagen, bevor er sich nur einmal zu wehren versucht hatte.

Wenn er am Abend am Fenster stand und zum Nachbarhaus hinübersah und wartete, bis dort ein Licht aufblitzte und ihm den geliebten Schatten hinter verhängten Fenstern zeigte, wenn er so stand, dann hörte er vom Garten herauf die Stimme des Missionars, wie er sich bemühte, in der Abenddämmerung mit dem Kinde hin und her gehend, durch Erzählen frommer und weiser Geschichten auf seine Seele einzuwirken. Die Stimme tönte fern und sanft, denn

der Garten lag rückwärtig, und ihre Monotonie tat ihm wohl. Wenn aber einmal das Lallen das Kindes einfiel, so zuckte er zusammen und wandte sich ab.

Der Missionar hatte die Erziehung des Kindes vollständig in seine Hände genommen. Es war ein Leichtes, es aus der öffentlichen Schule wegzunehmen, da seine geistige Veranlagung deren strengern Forderungen nicht entsprach. Der Großvater betrachtete es als die von Gott gegebene Schlußaufgabe seines Lebens, die schlummernden Kräfte dieses Menschleins zu wecken. Aber bevor der alte Mann einigen Erfolg seiner Bemühungen sehen konnte, wurde er abberufen. Als er auf sein letztes Lager zu liegen kam, wollte er nicht daran glauben, daß es mit ihm zu Ende ginge. Seine Aufgabe war ja noch nicht erfüllt. Er sträubte sich und kämpfte hart und seine Gottergebenheit ließ ihn zum erstenmal im Stich. Aber der Tod war stärker als er und er mußte doch gehen. Die Enkelin saß an seinem Sarg und hatte eine kindliche Freude an dem spitzenbesetzten Hemd des Großvaters und aus den Ecken des Totenkissens buchstabierte sie die goldgedruckten Worte: „Ruhe sanft."

Als der Großvater zu Grabe getragen war, schien alles verändert zu sein. Es war so still im Hause wie vorher, und unten im Laden maß Karl Tücher aus und die Frau zählte Wollstrangen ab. Aber während zuvor der Großvater wie im Gefühl einer Schuld dafür gesorgt hatte, daß die kleine, fremde Insulinde dem Vater nur während der Essenszeiten unter die Augen gekommen war, saß sie jetzt oben in der Wohnstube und starrte in unermüdlicher Geduld zum Nachbarhause hinüber, wo hie und da eine feine Hand die Vorhänge zurückschob, das Fenster öffnete und die Geranien begoß. Und während früher, als das Kind noch jünger war, seine Blödigkeit weniger hervorgetreten war, lag sie jetzt klar zutage. So oft der Vater nach oben kam und es in seinem stumpfen Hinstarren am Fenster sitzen fand, ging ihm ein Stich durchs Herz und es war ihm, als nehme das Mädchen ihm einen An- und Ausblick vorweg, der ihm und niemandem sonst zukam.

Am schlimmsten jedoch war es, wenn Insulinde, von der Athmosphäre des Schönen und Feinen angezogen, aus eigenem Antrieb ins Nachbarhaus hinüberging. Frau Leclerc gab ihr dann Kuchen und pflegte nachher mit ihr auszugehen. Wenn Karl dann die beiden miteinander zur Stadt hinauswandern sah, so empfand er die Begleitung der Blöden als eine Verunreinigung für Marie und Zorn, Scham, Schwäche und Ohnmacht verdunkelten ihm die Augen.

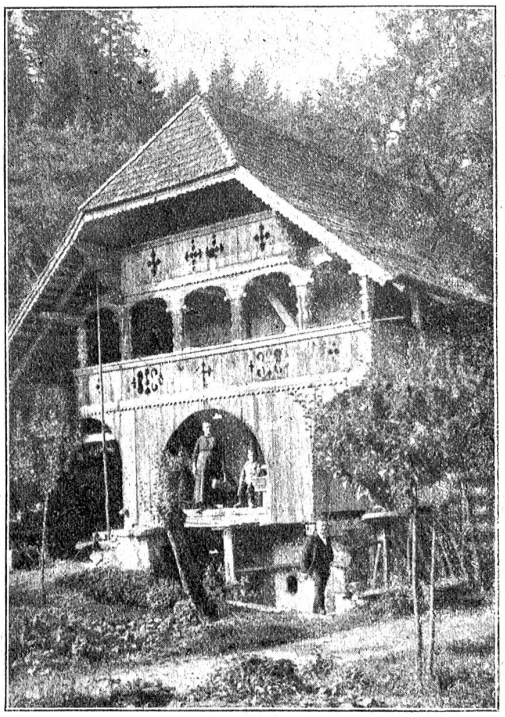
(Schluß folgt.)

Aus der schönen Heimat.

Freundliche Leser unseres Blattes übermitteln uns die beiden hier reproduzierten Speicherbildchen. Wir sagen ihnen für diese Aufmerksamkeit schönen Dank und empfehlen ihr Beispiel andern kodakkundigen Lesern zur Nachahmung. — So ein originelles Speicherlein — es kann auch ein schönes Bauernhaus, eine malerische Baumgruppe oder eine „Idylle im Waldwinkel" sein — reizt zum Abknipsen fast wie das Röslein auf der Heide zum Pflücken. Nur beherzige der „wilde Knabe" auch des andern Blümleins Klageruf: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?" und mache es dann wie jener ältere Goethe:

Zum Garten trug ich's am hübschen Haus."
„Ich grub's mit allen den Würzelein aus,

Als Vorbilder, wie man solche Bildchen am Wege „mit allen den Würzelein" ausgräbt, mögen ihm auch wie-

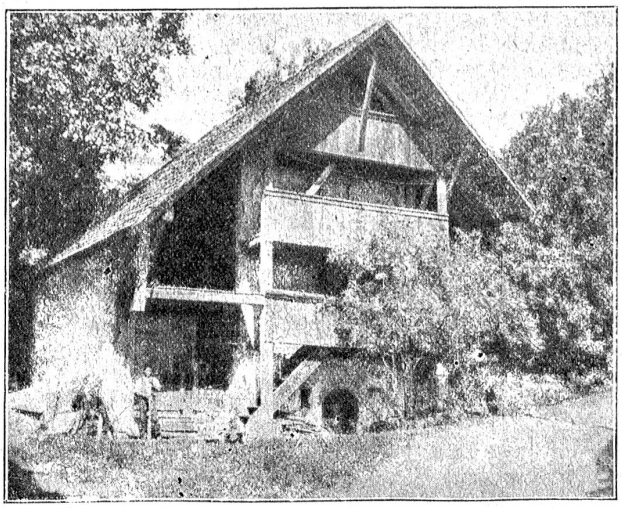


Speicher im „Längenbach" (Emmenmatt). Phot. A. Stumpf, Bern.

Dieser Speicher ist hervorragend durch die reichen und schönen Formen. Die edlen Proportionen, die wohlerwogene Symmetrie, die hübschen Schnitzereien an den Laubenbrettern und Stützen stempeln ihn zu einem wahren Bijou unter den Speichern.

der die Autoren unserer beiden Speicheraufnahmen dienen: eine gefällige Perspektive, ein bißchen Umgebung und eine belebende Staffage gehört zu einem guten Bildchen. Auch ein kurzer Begleittext ist der Redaktion willkommen.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß ein Hundert origineller bernischer Speicher in A. Stumpfs prächtigem Speicherbuch (Verlag Polygraphisches Institut, Zürich) bereits wohlverpflanzt sind zum Weiterblühen. Die Speicherliebhaber finden hier ein reiches Studienmaterial.



Speicher in Rumisberg (Amt Wangen). Phot. E. Bohren, Lehrer, Rumisberg.

Bemerkenswert ist die etwas seltene und noch ganz solide Unterkellerung und das dritte Stockwerk; schön ist das Grün der Umgebung.